Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 121 (1955)

Heft: 12

Artikel: Die Panik im Gefecht (Schluss)

Autor: Kissel, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-25906

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

System ergibt, dürfen gelegentlich wegfallen, denn die Leichte Flab ist nach Oberst Brändli (Flugwehr und -Technik, S. 61) «geeignet, auch gegen überraschend auf kurze Entfernungen auftretenden Gegner sofort das Feuer zu eröffnen».

Soll man die Leichte Flab wegen der Atomkriegführung zusammenfassen? Oberst Brändli spricht selber von einer «Auflockerungstendenz auf dem Kampffelde» (ASMZ, S. 732). Diese führt dazu, daß die Heereseinheiten in Bereitschaft und Verteidigung größere Räume beanspruchen als bisher und daß darum die Infanterieregimenter selbständiger werden müssen. Um selbständig zu sein, brauchen sie eigene Flab. Sie können auf dem Gebiete der Fliegerabwehr noch weniger als bisher auf die Hilfe der Division zählen. Darum haben z. B. die Schweden in ihren ersten Atommanövern vor zwei Jahren alle ihre kleinen Kampfgruppen mit eigener Flab versehen.

Zusammenfassung. Das Wesen der Leichten Flab läßt sich umreißen durch die Begriffe Truppenschutz und Beweglichkeit. Diesem Wesen würde sie durch die Umorganisation, wie Herr Oberst Brändli sie vorsieht, entfremdet. Die Infanteristen und wohl auch die Artilleristen wollen ihre Leichte Flab aus technischen und psychologischen Gründen behalten.

Die Panik im Gefecht

Von Generalmajor a. D. Hans Kissel

(Schluß)

Ursachen der Panik, und Möglichkeiten, ihnen zu begegnen

Wie die Beispiele zeigen, bedarf es zur Auslösung einer Panik eines von außen wirkenden Anstoßes oder Anlasses. Dazu gibt es im Kriege leider zahllose Möglichkeiten, deren Skala von stärksten, wirklichen Bedrohungen bis hinunter zu reinen Sinnestäuschungen oder Trugwahrnehmungen reicht. Je überraschender ein solcher Anstoß in Erscheinung tritt, desto unbedeutender braucht er zu sein.

Auf das Entstehen und das Ausmaß einer Panik hat aber noch ein zweiter Faktor Einfluß, nämlich die subjektive Disposition der Soldaten. Je labiler diese sind, also je psychologisch vorbereiteter der Boden ist, den ein Anstoß vorfindet, desto nachhaltiger wirkt sich eine Panik aus.

Jeder Panik liegen mithin zwei Ursachenkomplexe zugrunde, die latent vorhandene, subjektive *innere Disposition* und ein objektiver *äußerer Anlaß*.

In den folgenden Ausführungen sollen zunächst diejenigen Umstände betrachtet werden, die – einzeln oder zu mehreren – die innere Disposition bedingen, und im Anschluß daran die panikauslösenden äußeren Anlässe.

Die innere Disposition

a. Zunächst ist der *Volkscharakter* von Bedeutung. Wie die Kriegsgeschichte lehrt, gibt es Völker, die ab ovo panikanfällig sind, und andere, bei denen dies weniger der Fall ist. Ein Heer ist wenig panikanfällig, wenn es in seinen Reihen über einen großen Prozentsatz von unerschrockenen und willensstarken Charakteren verfügt, die es im Kampfe «bis zu völliger Unbefangenheit und zur natürlichen Elastizität der Seele bringen». (Clausewitz)

Entgegenzutreten ist der hin und wieder geäußerten Ansicht, daß eine hohe Zivilisationsstufe die Panikanfälligkeit erhöhe. Der Engländer hat sich beispielsweise stets als sehr panikfest erwiesen, während der primitivere Südkoreaner – zum mindesten in den ersten Jahren des Koreakrieges – recht panikanfällig war. Die deutschen Truppen beider Weltkriege waren erheblich panikfester als diejenigen ihrer meisten Bundesgenossen, deren Zivilisationsstufe geringer war.

b. Ein schlechter *Geist* eines Heeres schafft einen für Paniken geeigneten Boden, während ein guter eine geringe Panikanfälligkeit zur Folge hat. Ein guter Geist gründet sich in erster Linie darauf, daß der Soldat vom Recht der eigenen Sache und der Notwendigkeit des Kampfes durchdrungen ist und daß er an die Möglichkeit eines Sieges glaubt.

«Good morale in war time will occur when most citizens are agreed that an enemy is attempting to rob them of their basic human rights», stellt eine amerikanische Dienstvorschrift fest.[18]

Die gute Kampfmoral, die den deutschen Soldaten des Ersten und des Zweiten Weltkrieges auszeichnete, beruht in entscheidendem Maße darauf, daß er – ob zu Recht oder zu Unrecht steht hier nicht zur Diskussion – der Überzeugung war, sein Vaterland verteidigen zu müssen. Zeitgenössische Dokumente, die Begeisterung, mit der die Truppen im Jahre 1914 ins Feld rückten und kämpften, und die Hunderttausende von Freiwilligen, die zu den Fahnen eilten, beweisen diese Feststellung. Im Zweiten Weltkrieg gab es zwar keine Begeisterung und nur wenige Kriegsfreiwillige. Aber «der deutsche Geist war phantastisch gut» sagt der englische General Fuller.

Volk und Armee Frankreichs waren im Zweiten Weltkrieg von der Notwendigkeit eines Kampfes nicht oder wenigstens nicht voll überzeugt. Deshalb war der Geist «phantastisch schlecht» (Fuller).

Beim Russen erhöhten sich Einsatzbereitschaft und Panikfestigkeit in dem Maße, in dem er zu der Überzeugung gelangte, sein Vaterland gegen

---

[18] «Psychology and Life» (EM 426), for the use of personnel of Army, Navy, Marine Corps and Coast Guard.

einen wortbrüchigen Eindringling verteidigen zu müssen, und in dem sein Glaube an den Sieg wuchs.

In Kolonialkriegen oder in Feldzügen, die als solche empfunden werden können, ist eine überragende Kampfmoral selten zu erwarten.

Günstig für den «Geist» ist außerdem das Wissen des Soldaten, einem gut und neuzeitlich ausgerüsteten und ausgebildeten Heere anzugehören. Dieses erleichtert die ersten Einsätze. Der Ausspruch eines alten Generals «Das beste Mittel gegen Paniken sind durchschlagende Anfangserfolge», hat einen großen Wahrheitsgehalt.

Der Glaube an das Recht der eigenen Sache und den Sieg und die Überzeugung, einer wohl vorbereiteten Wehrmacht anzugehören, bilden aber das wichtigste Fundament für das Vertrauen des Soldaten zu ihren Offizieren als den Repräsentanten der staatlichen Autorität. Findet dieses Vertrauen durch deren Haltung im Kampfe und deren Können seine Rechtfertigung, dann wirkt es sich als erhöhte Einsatzbereitschaft aus und schafft jenen bereitwilligen, intelligenten und soldatischen Gehorsam, in dem uns das wirksamste Mittel gegen die Panik gegeben ist.

c. Die «Alarmeinheiten», die in den zahllosen Krisenlagen des Rußlandkrieges aus Urlaubern, rückwärtigen Diensten und anderen zufällig greifbaren Soldaten aller Waffengattungen zusammengestellt und alsbald ins Gefecht geworfen wurden, erwiesen sich stets als ungewöhnlich panikanfällig. Die ihnen zugedachten Aufgaben vermochten sie nur selten zu lösen, weil sie meistens schon bei der ersten größeren Belastung kopflos auseinanderliefen und aufgerieben wurden. Mit verminderter Einsatzbereitschaft pflegten auch solche Truppenteile zu kämpfen, die in Notlagen aus ihren Stammverbänden herausgenommen werden mußten, um getrennt und unter fremdem Kommando vorübergehend irgendwo anders eingesetzt zu werden.

Die höchste Panikfestigkeit gewährleisten *festgefügte Verbände,* also solche, die gliederungsmäßig zusammengehören und die auf Grund gemeinsamer Ausbildung und Erlebnisse zusammengewachsen sind. Die Soldaten solcher Verbände kennen sich gegenseitig und wissen, daß sie sich auch im Kampfe und in der Not aufeinander verlassen können. Kameradschaft und Tradition sind keine Fiktionen, sondern Realitäten, die sich entscheidend auf Einsatzbereitschaft und Kampfleistung auswirken. Jeder wirkliche Verband besitzt seine eigene Seele, die einer pfleglichen Behandlung bedarf. Läßt man dagegen einen solchen Verband «zur Schlacke ausbrennen», anstatt ihm laufend den Ersatz zuzuführen, schlägt man ihn in kaum wieder gutzumachender Weise. Weil diese Erkenntnisse bei den deutschen Divisionen des Zweiten Weltkrieges vernachlässigt wurden, sank deren Kampfmoral stetig.

Bemerkenswert ist ferner, daß die Bedienungen der schweren Waffen im allgemeinen weniger panikempfindlich sind als die Gruppen der Schützenkompagnien. Dies geht für die amerikanische Infanterie aus Marshalls Buch «Soldaten im Feuer» hervor. Für die deutsche Infanterie ergibt sich ähnliches aus zahlreichen Gefechtsschilderungen und aus den persönlichen Beobachtungen des Verfassers dieser Arbeit. Die aufeinander abgestimmte Zusammenarbeit und die ständige gegenseitige Beobachtung und Überwachung innerhalb der Waffenbedienungen zwingen jeden einzelnen Soldaten, sich zusammenzureißen. Denn sogar der Furchtsamste will bei seinen Kameraden nicht als feige gelten. Schon Caesar waren diese natürliche Veranlagung des Menschen und die Bedeutung der gegenseitigen Überwachung bekannt. Deshalb bemerkt er bei der Aufstellung seiner Verbände bei Alesia: «Das ganze Heer war Augenzeuge der Schlacht, keine rühmliche oder schimpfliche Tat konnte unbemerkt bleiben».

Zahlenmäßig starke Schützengruppen und lockere Schützenlinien erleichtern es dagegen dem einzelnen Soldaten, sich zu drücken. Das Nichtschießen ist ein solches Versagen. Eine andere Form der Drückebergerei ist sehr häufig das «Abkommen» von der Truppe oder das «Versprengtwerden». Versprengtenhaufen bilden sich dort, wo die Aufsicht nicht genügt. Zum gleichen Komplex ist auch ein Teil des sogenannten «Maginot-Geistes» zu zählen, dem die französische Armee des Jahres 1940 erlag. Die Soldaten, die sich in dem nur feldmäßig hergerichteten Zwischengelände verteidigen sollten, verkrümelten sich vielfach in die mehr Sicherheit gewährenden Betonwerke und stellten damit die Gesamtverteidigung in Frage. Schon Fritz Hoenig stellt im Zusammenhang mit den Vorgängen in der Mance-Schlucht und den «Abgekommenen» fest: «Der schützenden Verführungskraft des Waldes brachten alle den Tribut der Menschlichkeit».

Aus den vorstehend geschilderten Gründen ist es deshalb wichtig, auch die Organisation, Bewaffnung und Kampfweise der Schützenkompagnien auf ein ausgesprochen teamartiges Zusammenwirken innerhalb der einzelnen Schützengruppen abzustellen.

d. Eine unzulängliche *Ausbildung* von Mann und Offizier bildet, wie schon verschiedentlich erwähnt, eine weitere innere Ursache, die das Auftreten von Panik begünstigt.

Bei Gravelotte waren in erster Linie Mängel der mittleren Führung, die der genauen Kenntnis von Gelände und Gefechtslage keine genügende Bedeutung beimaß, für die panikempfängliche Atmosphäre in der Mance-Schlucht verantwortlich.

Bei Gawaiten-Gumbinen war das Bild der Schlacht mit dem unsichtbaren russischen Verteidiger so ganz anders wie das der Friedensübungen,

daß der gegnerischen Waffenwirkung nicht wirksam genug begegnet werden konnte. Die Folgen waren Unsicherheit und Zweifel bei der Truppe, wodurch der Boden für Paniken psychologisch bereitet wurde, zu deren Auslösung geringste Anlässe genügten.

Das Beispiel «Selenaja» und zahllose andere aus beiden Weltkriegen zeigen die ungenügende Beherrschung der Waffen als innere Ursache für eine starke Panikanfälligkeit.

Wegen des labilen Zustandes, in den – mehr oder weniger – jede Truppe in der Todeszone der Schlacht gerät und dem von den Soldaten nur durch Aufwendung ihrer gesamten moralischen und körperlichen Kräfte begegnet werden kann, sind das sachgemäße Bewegen im Gelände, das richtige Instellungbringen und Bedienen der Waffen und die sichere Handhabung der komplizierten Richtmittel, kurz die einwandfreie Bewältigung aller Gefechtsfunktionen nur dann zu erwarten, wenn alle diese Tätigkeiten eingedrillt sind. Sie müssen jedem Soldaten in Fleisch und Blut übergegangen sein, so daß er sie, aus dem Unterbewußtsein heraus handelnd, gleichsam automatisch vollziehen kann. Deshalb wird auch in Zukunft keine Armee auf den Gefechtsdrill verzichten können. Allerdings hat dieser mit dem formalen Exerzieren auf dem Kasernenhof und parademäßigen Waffengriffen, Rudimenten aus den Zeiten der geschlossenen Gefechtsformationen, nichts gemein.

Neben der handwerklich-technischen Routine müssen auch die taktischen Grundbegriffe zu einem klaren geistigen Besitz jedes Soldaten geworden sein. Beim einfachen Mann ist dabei jede Kompliziertheit vom Übel. «Verteidigung» heißt, daß die zugewiesene Stellung «bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone» gehalten werden muß. Im Angriff ist das befohlene Angriffsziel zu erreichen. Erweist sich dies wegen der feindlichen Gegenwirkung als nicht möglich, dann muß das genommene Gelände verteidigungsweise behauptet werden. Ein Aufgeben von Stellungen gibt es nur auf Grund erteilter Befehle. Von einer Truppe, der diese Begriffe nicht zum selbstverständlichen geistigen Eigentum geworden sind, kann nicht erwartet werden, daß sie ein Zurückgehen ohne Befehl oder gar ein kopfloses Zurückfluten als ein Versagen empfindet.

Die Verschwommenheit des Begriffes Verteidigung führte beispielsweise im Herbst 1944 bei ungarischen Bataillonen, die dem Verfasser unterstellt waren, immer wieder dazu, daß diese schon bei geringstem Beschuß ihre Verteidigungsstellungen nach Rückwärts räumten, um dem Feuer «auszuweichen». Daß und wie sie sich dagegen zu schützen hatten, war ihnen mehr oder weniger unbekannt.

Dem militärischen Führer dient das einexerzierte Befehlsschema als psy-

chologischer Panzer, der seine Entschlüsse und Worte, die dieses Schema auszufüllen haben, vor den seelischen Erschütterungen des Kampfes abschirmen soll.

Doch vermag die beste Ausbildung nicht gegen psychische Schockwirkungen zu schützen, wenn die *Erziehung* des Soldaten, die sich mit der Festigung seiner seelischen und willensmäßigen Kräfte befaßt, nicht ebenfalls einen hohen Stand erreicht hat. Erziehung und Ausbildung sind zwei sich ergänzende und deshalb zusammengehörende Komponenten.

Allerdings wäre es eine Illusion, wollte man erwarten, daß dem Soldaten während seiner Dienstzeit eine komplexe Erziehung zuteil werden könnte. Seitdem die Kriege totalitären Charakter angenommen haben, erfassen sie auch den Menschen total und stempeln ihn geistig-politisch, wenn auch im konventionell parteipolitischen Sinn. Was daher an Erziehung innerhalb der Familie, während der Schulzeit und anschließend durch die politischen Organe der Gemeinschaft versäumt wurde, kann bei der Truppe kaum nachgeholt werden. In politisch erzieherischer Hinsicht kann hier bestenfalls ergänzend gewirkt werden. Bei der Truppe wird man sich auf die rein militärische Seite des Erziehungsproblems beschränken müssen, das im wesentlichen die Manneszucht, also die Disziplin umfaßt.

Wenn wir in diesem Zusammenhang von Disziplin sprechen, denken wir nicht an das äußere Bild einer «strammen» Truppe, sondern an deren inneren Gehalt, den jeder «bereitwillige und intelligente, aber dennoch soldatische Gehorsam» ausmacht. Für dessen unerläßliche Notwendigkeit das Verständnis zu wecken und ihn zur Selbstverständlichkeit werden zu lassen wie den technischen Gefechtsdrill, ist die wesentliche Aufgabe der Erziehung.

Anderseits muß ebenso klar ausgesprochen werden, daß es auch in der besten Truppe Soldaten gibt, die nur dem Zwange gehorchen, und daß «an der Schwelle des Todes» die besten Vorsätze der meisten Menschen zusammenfallen wie ein Kartenhaus. In schwierigen Lagen wird deshalb ein freiwilliger Gehorsam nur noch bei einer Minderheit zu finden sein; die Mehrheit gehorcht, weil der eingedrillte Gehorsam zur Gewohnheit wurde oder weil die Furcht vor Strafe größer ist als die Angst vor der Kugel des Feindes. Wo sich die letztere trotzdem als stärker erweist, muß mit drakonischen Mitteln durchgegriffen werden. Den Offizieren darf dazu die rechtliche Handhabe nicht verweigert werden.

Die fast sagenhafte eiserne Disziplin des russischen Soldaten war kein unerklärliches Rätsel. Sein Gehorsam beruhte in entscheidender Weise darauf, daß er sich stets überwacht und «die Pistole im Rücken» fühlte und daß sein Versagen nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Angehörigen ernstliche Folgen erwarten ließ.

Von den amerikanischen Soldaten in Korea desertierten unzählige – 46000 in den ersten zweieinhalb Jahren – und von den an der Front befindlichen erkrankten anfangs mehr als ein Drittel an «Front-Neurose». Erst seit die Nerven-Kollapse nicht mehr in weit zurückliegenden Lazeretten, sondern an der Front behandelt und Simulanten und Drückeberger mit exemplarischer Härte bestraft wurden, besserte sich die Manneszucht in schnell zunehmendem Maß.

Der Disziplin und dem unbedingten Gehorsam kommt unter allen vorbeugenden Maßnahmen gegen Panik die größte Bedeutung zu. «Jede kriegsgeschichtliche Betrachtung der Gegenwart sowie der näheren und ferneren Vergangenheit lehrt, daß die jeweils diszipliniertere Kriegspartei die größere Standfestigkeit gezeigt, die härtere Leistung vollbracht und damit den Sieg an ihre Fahne geheftet hat.»[2]

Der Forderung nach dem unbedingten Gehorsam des Soldaten muß anderseits ein Höchstmaß von Verantwortungsbewußtsein jedes militärischen Führers gegenübergestellt werden. Befehlen, deren gesetzwidriger Charakter erkennbar ist, war noch zu keiner Zeit Folge zu leisten. Unterbleiben müssen aber auch offensichtlich unsinnige oder undurchführbare Befehle. Natürlich ist es schwierig und oft unmöglich, die Begriffe «unsinnig» und «undurchführbar» eindeutig abzugrenzen. Das muß dem befehlenden Führer überlassen und ihm der gute Glaube zugebilligt werden. Außerdem steht diesem das «Wort nach oben» zu, das ihn berechtigt und verpflichtet, «mit aller Kraft seines Herzens, wie auf dem Schlachtfeld, um das von Gott gegebene Recht seiner Verantwortung und um seine seelische Freiheit zu kämpfen».[19] Auf die hervorragende Arbeit, der dieses Zitat entnommen ist, kann nur eindringlich hingewiesen werden. Ist dann die Entscheidung des vorgesetzten Führers gefallen, kann einzig und allein noch das Prinzip des «unbedingten Gehorsams» Gültigkeit haben.

e. Die Bedeutung der *Bewaffnung und Ausrüstung* eines Heeres wurde ebenfalls schon gestreift. Das Bewußtsein, schlechte Waffen zu führen, wirkt deprimierend und panikfördernd. Gute Waffen erhöhen dagegen das Gefühl der Zuversicht und der Sicherheit.

Die neuzeitliche Bewaffnung des deutschen Heeres während der ersten Jahre des Zweiten Weltkrieges bildete eine der Ursachen der hohen Panikanfälligkeit seiner Gegner. Später war der überlegene russische T 34, dem zunächst außer der 8,8-cm-Flak keine deutsche Pak gewachsen war, eine Quelle zahlreicher deutscher Paniken. Die Wintereignung der gesamten

---

[19] Wehr-Wissenschaftliche Rundschau», Heft 3/1954: Hans Doerr «Truppenführung und Feldherr».

russischen Ausrüstung – die russischen Panzer blieben auch bei der größten Kälte bewegungsfähig, während die Masse der deutschen Kraftfahrzeuge versagte – trug Ende 1941 wesentlich zu den zahllosen deutschen Winterpaniken und damit zum Umschwung der Kriegslage bei.

Allerdings darf der Faktor «Bewaffnung und Ausrüstung» auch nicht überschätzt werden, wenn sich andere Faktoren als brüchig und schwach erweisen. In Korea «war die zahlenmäßige Überlegenheit der Chinesen längst nicht so groß, wie behauptet wurde. Es standen nicht mehr als zweihundert- bis zweihundertfünfzigtausend schlecht bewaffnete Rotchinesen den mindestens einhundertfünfzigtausend Mann der fast durchwegs ausgezeichnet ausgerüsteten UN-Streitkräfte gegenüber, die zudem über eine überwältigende Luftüberlegenheit verfügten. Bei diesem Kräfteverhältnis hätte man ohne weiteres eine sichere Verteidigung aufbauen können».[20] Der türkische Kritiker findet es deshalb unbegreiflich, daß sich die gesamte Armee mit Ausnahme der türkischen Brigade so rasch habe werfen lassen.

f. Die Ermüdung als latente Ursache von Paniken wurde bereits als unzutreffend abgelehnt, weil ein solcher Zustand im Krieg normal ist. Ihn zu überwinden ist durch Willenskraft möglich, eine Eigenschaft, die besonders von allen Offizieren gefordert werden muß. Deshalb kann auch Pfül und Hesse nicht zugestimmt werden, wenn sie die Ermüdung der Truppe – wenn auch nicht als einziger Faktor – für manche Panik verantwortlich machen.

Anderseits gibt es Fälle, bei denen sich die Ermüdung bis zur völligen *Erschöpfung* steigert und auch das Führerkorps erfaßt. Ein solcher Zustand stellt naturgemäß einen sehr günstigen Boden für Paniken dar. Neben ungewöhnlich starken körperlichen Beanspruchungen sind es vor allem anomale Witterungsverhältnisse wie übergroße Kälte, die zu lethargischen Erschöpfungszuständen und dann meistens zu Lähmungspaniken führen. Die Gleichgültigkeit gegenüber allen äußeren Vorgängen wird größer als die Angst vor dem Tode. «Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.» Ein Beispiel aus den Winterkämpfen 41/42 bei 50° Kälte möge einen solchen Zustand erläutern:

«In der Schützengraben-HKL (der tiefe Bahndammgraben) stehen die Tagesposten gut gedeckt und lauern und sichern gegen den nur 50 m entfernten Waldrand.

Die Sonne geht strahlend auf und – schlagartig knallt es aus allen Wipfeln des gegenüberliegenden Waldes.

Um Gotteswillen was ist das? Schon dicht neben uns sehen wir das Unglück. Sämtliche Posten des Schneegrabens im gesamten Abschnitt der einstigen 11. liegen mit

[20] «Nation Europa», Heft 2/1951: «Korea, die Türken und wir».

Kopfschuß auf der Grabensohle, erschossen aus den Wipfeln der Tannen, in denen sich die Russen (Mongolen) in der Nacht festgebunden hatten.»

Zu gleicher Zeit begann die russische Angriffstruppe sich keilförmig gegen den Bahndamm vorzuschieben.

«Die Masse der Besatzung des Abschnittes der 11. Kompagnie, zusammengewürfelt aus fünf Verbänden, erlag angesichts des Kopfschußgrabens einer Panik. Kälte und Schreck wirkten lähmend, sie hockten tatenlos, entschlußlos, entsetzt und bereit, wehrlos den Tod durch einen gnadenlosen Gegner entgegenzunehmen in ihren zeltüberspannten Schneelöchern. Die große Panne von Menschen, bei denen der Bogen des seelischen Vermögens überspannt wurde. Gutes Zureden half nicht. Augen starrten mich an, abwesend, angstvoll, halbirr. –

Es ging um Sekunden, und wir wären alle hin. Nur hartes, fast brutales Zufassen rettete uns alle.»[21]

g. Als letzte innere Ursache, die den Ausbruch von Paniken begünstigen kann, ist die Furcht vor der bekannten *Brutalität eines Gegners* zu nennen.

Die Grausamkeit der Mongolen Dschingis Khans und seiner Nachfolger versetzten die angegriffenen Heere schon vor der Schlacht in Grauen und Entsetzen. Die rücksichtslose Kriegführung der Russen und die im Falle einer Gefangennahme zu erwartende grausame Behandlung hatten im Zweiten Weltkriege manche kleinere deutsche Abteilung veranlaßt, ihre Stellung fluchtartig aufzugeben, wenn sie sich ausweglos bedroht glaubte. Auch die zahlreichen Paniken der UN-Truppen in Korea dürften einen ihrer inneren Gründe fast immer in der Furcht gehabt haben, in die Hand des brutalen Feindes zu fallen.

Die äußeren Anlässe

a. Sämtliche tatsächlichen oder vermeintlichen Bedrohungen und gleichgültig ob diese stark, schwach oder nur reine Sinnestäuschungen sind, lösen Paniken letzten Endes nur dann aus, wenn sie überraschend in Erscheinung treten. Tritt dasselbe Ereignis nicht unerwartet auf, vermag es zwar Angstvorstellungen, in der Regel aber keinen psychologischen Schock hervorzurufen. Der Faktor «Überraschung» spielt mithin bei jedem äußeren Anlaß die entscheidende Rolle.

b. *Tatsächliche Bedrohungen* sind am häufigsten und deshalb am meisten zu beachten. Sie können vom Feinde bewirkt werden oder sich aus eigenem Versagen ergeben. Letzteres kann fahrlässigen oder vorsätzlich disziplinwidrigen Ursprungs sein.

Die überraschenden Gegenangriffe der Franzosen in der Mance-Schlucht

---

[21] Zeitschrifft «Alte Kameraden», Heft 4/1954: Otto Lais «Die 215. Inf. Div. bei Polistij».

bei Gravelotte lösten Paniken auf deutscher Seite aus. Bei Gawaiten-Gumbinen ließ das unerwartet starke Feuer eines unsichtbaren Gegners zunächst die Nerven der furchtsamsten Charaktere versagen und diese schreckerfüllt davonlaufen. Das Entsetzen ist, wie wir wissen, ansteckend und übertrug sich deshalb auf viele andere Soldaten, darunter auch auf diejenigen, die sich bereitwillig «mitreißen» ließen. Im Jahre 1940 versetzten die nicht für möglich gehaltenen blitzschnellen und nachdrücklichen Schläge der deutschen Panzer, Flieger und sonstigen Verbände die ohnehin von keinem guten Geist beseelten Franzosen derart in Schrecken und Entsetzen, daß sie ihre Stellungen sehr oft fluchtartig und ohne zwingende Gründe aufgaben. In Chindongni bildeten mit hoher Wahrscheinlichkeit nur wenige unerwartet durchgebrochene rote Spähtrupps – dem Verfasser ist diese Kampfweise der Roten aus eigener Anschauung vertraut – die Veranlassung, daß sich die Angehörigen des 27. amerikanischen Infanterieregiments gegenseitig ein blutiges Gefecht lieferten.

Der Feind kann also zu unbekannter Zeit, an nicht vermuteter Stelle, aus unerwarteter Richtung und mit nicht vorausgesehenem Nachdruck durch seinen Angriff, sein Feuer oder nur durch sein örtliches Erscheinen zur wirksamen Bedrohung werden.

Auch neuartige Waffen oder unbekannte Kampfverfahren wirken als Überraschung und können tiefgreifende Schockwirkungen zur Folge haben. Die ersten Gasschießen und Panzer im Ersten Weltkriege, das den Gegner überraschende Abprallerschießen der deutschen Artillerie, das Auftreten der deutschen Stukas und die zunächst nicht abzuschießenden russischen T 34 im Zweiten sind Beispiele für neue Kampfmittel, die wiederholt ernste Paniken auslösten.

Das Versagen eigener Waffen war im Falle des Beispieles «Selenaja» der äußere Anlaß zu zwei Paniken. Ein vorsätzlich disziplinwidriges Verhalten war die Durchgabe jenes nie erteilten «Befehles» der südlich Saporoshje zum Entstehen einer Panik führte. Wegen fahrlässig falschen Verhaltens zahlreicher Führer kam es in der Mance-Schlucht zum gegenseitigen Beschießen und zu Paniken deutscher Truppen.

c. Der auf einer *Sinnestäuschung* beruhende Ruf «Japaner!» genügte, um im Jahre 1904 eine ganze russische Schützenbrigade, die viele Kilometer hinter der Front in Ruhe lag, zu veranlassen, in sinnloser Flucht davonzulaufen. Bei andern Paniken lagen, wenn man die Situationen nüchtern beurteilt, nur derart geringe «wirkliche» Bedrohungen vor, daß man sie als Grenzfälle ebensogut unter der Rubrik «vermeintliche Bedrohungen und Sinnestäuschungen oder Trugwahrnehmungen» führen könnte.

d. Das Bemühen zur weitgehenden *Ausschaltung* der «äußeren Anlässe» ist daher in der Hauptsache identisch mit dem Kampfe gegen die «Überraschung». Die wesentlichsten Mittel dazu sind eine umfassende Aufklärung und eine dauernde Sicherung. Die minutiöse Durchführung dieser Maßnahmen, die schon während der Ausbildung nicht häufig genug geübt werden können, muß deshalb eines der wichtigsten Anliegen und die unerläßliche Pflicht jeder Truppe sein.

Anderseits lehrt die Erfahrung, daß vor der Berührung mit dem Feinde meist ziemliche Unklarheit herrscht und daß auch im Verlauf eines Gefechtes nur sehr wenig Nachrichten zum Führer durchsickern. «Darum sollen im Bewegungskrieg kleine Einheiten stets darauf gefaßt sein, fast ohne Kenntnis der Lage bei Freund und Feind fechten zu müssen.»[22] Sie stehen, wie Liddell Hart es ausdrückt, vor der Aufgabe, im Dunkeln sich zu decken, zu bewegen und den Gegner zu treffen. Diese alte Erfahrung bestätigte sich im Zweiten Weltkriege, in Korea und in Indochina erneut. Überraschungen als panikauslösende Ursachen werden sich daher auch in Zukunft nicht befriedigend ausschalten lassen. Anderes zu erwarten, wäre unrealistisch.

Das Beispiel «Selenaja» sollte ferner zeigen, mit welchen technischen und taktischen Möglichkeiten den dort aufgetretenen «äußeren Anlässen» vorgebeugt und ihnen im akuten Falle entgegengetreten wurde. Auf diese Weise war es möglich, einen – vielleicht großen – Zusammenbruch zu verhindern. Bei der unendlichen Vielzahl panikauslösender Möglichkeiten kann es allerdings kein Schema geben, das für alle Fälle paßt.

Von größter Bedeutung ist es daher, daß alle Offiziere und Unterführer das Phänomen «Panik» kennen und schon während der Ausbildung damit vertraut gemacht werden. Sie müssen wissen, daß es ihre höchsteigene Sache und eine ihrer vornehmsten Pflichten ist, sich unablässig mit den Möglichkeiten vorbeugender Maßnahmen zu beschäftigen und aufflammende Paniken sofort und mit größtem Nachdruck niederzuschlagen. Dazu müssen sie verstehen, im kritischen Augenblick an der entscheidenden Stelle zu sein, eine Fähigkeit, die wesentlich zur Kunst des Führers einer Truppe auf dem Gefechtsfelde gehört.

Die Panik als Kampfziel

«Das ist die Quintessenz aus einer minutiösen Kriegsgeschichte auf das Problem der Panik hin, wie es sich mir aus meinen Studien ergeben hat.

---

[22] Georges C. Marshall: «Infanterie im Kampf». Ludwig Voggenreither Verlag, Potsdam 1936.

Ziel der Kriegführung muß sein, Panik beim Feind zu erregen, beim eigenen Parteigänger zu verhindern.»[23]

Wie Paniken am Entstehen zu verhindern und aufgeflammte einzudämmen sind, war der Inhalt der bisherigen Untersuchungen. Im folgenden soll von der Untergrabung der Einsatzbereitschaft des Gegners, der Lähmung seiner moralischen Kräfte im Gefecht und von der Erzeugung von Paniken gesprochen werden.

Vor über 3000 Jahren stellte Gideon seinen Kampfplan gegen die Midianiter darauf ab, bei diesen Verwirrung und Entsetzen zu erregen, um dadurch den Sieg über den weit überlegenen Gegner zu erringen. Die römischen Feldherren Publius Cornelius Scipio und Gaius Julius Caesar waren Meister im Einsatz psychologischer Kampfmittel. Der grausamen Kriegführung Dschingis Khans und seiner Nachfolger lag nicht zuletzt die Absicht zugrunde, die anzugreifenden Völker schon im voraus in einen Zustand der Angst und Furcht zu versetzen, um dadurch deren Widerstandskraft zu lähmen oder wenigstens zu schwächen. Dasselbe Ziel scheint die asiatische Brutalität bis zum heutigen Tage zu verfolgen.

Im Ersten Weltkriege dürfte bei der Kampfgasverwendung von vorneherein die Absicht bestanden haben, neben der materiellen Wirkung eine moralische zu erzielen und Panik hervorzurufen. Diese Absicht war eindeutig, wenn bei Rückzügen Schilder mit der Aufschrift «Verseucht» zurückgelassen wurden, ohne daß ein tatsächlicher Einsatz chemischer Kampfmittel erfolgte. Auch beim ersten Masseneinsatz von Panzern im Jahre 1917 bei Cambrai dürften die Engländer beabsichtigt haben, Panik auszulösen.

Im Zweiten Weltkriege wurde durch die Art und Weise des Einsatzes der deutschen Luft- und Panzerwaffe und durch das Kampfmittel der Propaganda bewußt versucht, die moralischen Kräfte der Gegner zu schwächen und Panik auszulösen. Besonders erfolgreich wirkte sich diese Absicht im Westfeldzug 1940 aus, dessen schneller Verlauf in der Hauptsache auf den zahllosen Paniken des Gegners beruhte. Wie sehr die deutsche Luftwaffe mit dem Faktor «Panik» rechnete, beweist die Tatsache, daß die Ju 87 anfänglich mit Sirenen ausgestattet war, deren Heulton den angegriffenen Gegner moralisch treffen sollte. Nachdem die Sirenen aus technischen Gründen entfernt worden waren, bewirkten das Pfeifen der überdrehten Propeller und vor allem das Herunterstoßen der Flugzeuge selbst noch immer eine moralische Wirkung, die die materielle in der Regel weit übertraf. Gelegentlich des Maas-Überganges im Mai 1940 äußerte sich Hitler beim

---

[23] «Wehr-Wissenschaftliche Rundschau», Heft 10/1952: Oberstdivisionär Eugen Bircher, Aarau, «Zeitgeist und Wehrgeist».

Stabe der Heeresgruppe Rundstedt dahingehend, daß die Luftwaffe Heulbomben zum Einsatz bringen müsse, um Panik zu entfachen.

Die Alliierten begannen im Frühjahr 1942 mit dem «Gebiets-Bomben», «dessen Ziel (wie in der Konferenz von Casablanca festgestellt wurde) es war, die Moral des deutschen Volkes zu untergraben.» Die Absicht, in erster Linie moralisch auf die Zivilbevölkerung einzuwirken, um deren Widerstandskraft durch Erregen panischen Entsetzens zu brechen, hatte bereits der italienische General Douhet, der in den zwanziger Jahren mit seiner Lehre von der kriegsentscheidenden Wirkung der Luftwaffe und dem Vorrang des Luftkrieges hervortrat.

Weil besonders erwähnenswert, möge an dieser Stelle eingeschaltet werden, daß sich Douhets Erwartungen bei der deutschen Bevölkerung nicht erfüllten. Ohne als militärischer Verband organisiert oder einer Ausbildung unterworfen gewesen zu sein, legte diese eine beispielhafte Disziplin an den Tag und erlag nicht der «Panik». Damit scheint der Beweis erbracht, daß «Disziplin» nicht unbedingt festgefügter Verbände bedarf und auch nicht ausbildungsmäßig «gedrillt» zu werden braucht. Die Einsicht der Menschen und das Bewußtsein, einer ständigen scharfen Überwachung durch öffentliche Organe unterworfen zu sein, genügten zur Aufrechterhaltung der Moral. Daraus dürfte sich als weitere Folgerung ergeben, daß die Disziplin einer Milizarmee genau so gut sein kann wie diejenige eines stehenden Heeres, sofern die erwähnten Voraussetzungen gegeben sind.

Die mit Zeit- und Erschütterungszündern versehenen Minen, die der Russe im Jahre 1941 vorwiegend in den von ihm geräumten Städten zurückließ, sollten die Kampfmoral der deutschen Truppen schädigen und dadurch deren Panikanfälligkeit steigern.

Von den deutschen Truppenführern ist besonders Feldmarschall Rommel zu nennen, aus dessen Maßnahmen sich häufig die Absicht erkennen läßt, neben der materiellen eine hohe moralische Wirkung zu erzielen, um dadurch Panik hervorzurufen.

Da jede Panik die materielle Wirkung der eigenen Waffen um ein Vielfaches zu steigern und die eigenen Ausfälle zu verringern vermag, sollte den Möglichkeiten, Panik zu erregen, bei jedem Kampf- und Gefechtsplan Rechnung getragen werden. Im Kriege kann dies nur erwartet werden, wenn sich alle Führer bereits im Frieden mit diesem Phänomen vertraut gemacht haben und sich während der Ausbildung laufend damit befassen. Da ferner jede Panik durch «Überraschung» ausgelöst wird, gewinnt das Problem, den Gegner zu überraschen, die höchste Bedeutung, die von der obersten strategischen Ebene bis herunter zum kleinsten taktischen Verbande reicht.

«Überraschung ist der Schlüssel zum Sieg, die wesentlichste Vorbedingung für jeden Erfolg.»[22]

Schlußbetrachtung

Es kann nicht Aufgabe einer verhältnismäßig kurzen Arbeit sein, das Thema «Die Panik im Gefecht» erschöpfend zu behandeln. Dazu hätte diese einen sehr viel größeren Umfang erhalten müssen. Der Verfasser mußte sich darauf beschränken, einen Überblick zu geben. Dieser dürfte aber ausreichen um den Offizier – und besonders auch den wenig kriegserfahrenen – mit einem Phänomen vertraut zu machen, das trotz seiner Wichtigkeit in den Dienstvorschriften und in der Fachliteratur nur eine unzureichende Behandlung findet.

Zu Beginn der Arbeit wurde gezeigt, welch hohes Maß an schlacht- und oft feldzugsentscheidender Bedeutung der Panik in der Kriegsgeschichte zukam, und daß sich diese Bedeutung bis zum heutigen Tage nicht vermindert hat. «Wenn heute die Furcht vor dem kommenden Krieg als dunkle Wolke über der Welt liegt und die Rolle, auch im Alltäglichen, der sogenannten Panik immer bedeutungsvoller im Kriege wird, so möchten wir nur darauf hinweisen, daß es meistens oder immer Paniken gewesen sind, die den Kampf entschieden haben.»[23]

Die militärische Panik ist, wie wir weiterhin sahen, ein psychisches und ein disziplinelles, also ein *menschliches Problem* und deshalb – im Gegensatz zu dem durch die technische Entwicklung bedingten Wandel in der Stategie und Taktik – in ihren Erscheinungsformen und in ihrer Auswirkung *zeitlos*. Da sie in engster Beziehung zur seelischen und willensmäßigen Einsatzbereitschaft des Soldaten steht, waren alle Faktoren zu betrachten, die die soldatische Moral zu stärken oder zu schwächen geeignet sind. Wegen des entscheidenden Einflusses, den diese Faktoren auf den Kampfwert der Truppe besitzen, sollte ihnen seitens der dafür verantwortlichen staatlichen Stellen keine geringere Beachtung geschenkt werden als den technischen Fragen der Organisation und der Ausrüstung. Denn die beste materielle Rüstung einer Truppe vermag sich wenig oder überhaupt nicht auszuwirken, wenn deren Geist schlecht ist. Deshalb birgt die heute oft übliche Überbetonung der materiellen Faktoren erhebliche Gefahren.

Wo im Gefecht eine Truppe versagt, was an der Schwelle des Todes trotz bester Bewaffnung, Ausbildung und Erfahrung und trotz guten Geistes und allgemein hoher Einsatzbereitschaft nur allzu leicht geschehen kann, da bleibt als ultima ratio kein anderer Weg, als den Gehorsam zu erzwingen. Das war zu allen Zeiten so und wird auch künftig nicht anders sein. Die Befähigung und die Berechtigung, die Disziplin mit allen dienlichen

Mitteln aufrechtzuerhalten, müssen die Offiziere besitzen; das Verständnis zu wecken, daß härteste Maßnahmen notwendig werden können, gehört zu den Aufgaben der staatspolitischen und militärischen Erziehung. Denn letzten Endes sind es allein der strikte Gehorsam des Einzelnen und die straffe Disziplin der Truppe, die das Phänomen «Panik» zu überwinden vermögen. Das ist eine Erfahrung, die die jüngsten Kriege erneut bestätigt haben.

Unbedingter Gehorsam und gute Disziplin widersprechen auch keineswegs den demokratischen Prinzipien der westlichen Welt. Am 26. Juli 1946 sagte beispielsweise der englische Feldmarschall Lord Montgomery: «Es muß klargestellt werden, daß eine Armee keine Ansammlung von Individuen ist, sondern eine kämpfende Waffe, geformt durch Disziplin und kontrolliert durch die Führer. Das Wesen der Demokratie ist Freiheit, das Wesen der Armee – Disziplin! Die Armee würde die Nation im Stich lassen, wenn sie nicht gewohnt wäre, Befehlen augenblicklich zu gehorchen.»

Geheimhaltungsfragen in britischer Sicht

Von Major Bolliger

Berichte über Chiffrier- oder Verschleierungsfragen sind nicht eben zahlreich. Die Erziehung der mit solchen Dingen vertrauten Spezialisten ist in der Regel so gründlich und nachhaltig, daß auch nach dem Wegfall juristischer und moralischer Verpflichtungen Publikationen dieser Art eher selten bleiben. Ausnahmen im Stile gewisser Reißer bestätigen die Regel. Umso interessanter sind einige Betrachtungen Generalmajor Nalders im offiziellen Geschichtswerk der englischen Übermittlungstruppen über die Entwicklung der Zusammenarbeit Stab – Chiffrierbüro – Übermittlung im Laufe des letzten Weltkrieges.

Vor und zu Beginn des Krieges waren in der englischen Armee alle Chiffrierbüro der Stäbe direkt den betreffenden Nachrichtenoffizieren unterstellt und es bestand keine gemeinsame, übergeordnete Koordinationsstelle Chiffre/Übermittlung. Jedes Telegramm, das der Übermittlungstruppe zur Spedition anvertraut wurde, machte – sofern es chiffriert werden mußte – mindestens zweimal den Weg Übermittlungszentrale - Chiffrebüro und zurück, bei Rückfragen entsprechend öfters. Das Chiffrepersonal rekrutierte sich aus höheren Unteroffizieren und Subalternoffizieren des «Army Educational Corps»[1], die allerdings in Friedenszeiten nur bei ganz be-

[1] Zu einzelnen Garnisonen und Truppenkörpern detachiertes Lehrpersonal für die Erteilung von Sprachkursen, Mathematikunterricht usw.